Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 48

Artikel: Ferientage in Hitler-Deutschland

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648826

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Und es gelang ihr. Sie hielt leicht gegen rechts und hatte etwa fünfzehn Meter zurückgelegt, als der Hase begriff, was los war. Da machte er sich auf in die dunkle Nacht, auf Füßen, beschwingt von plötzlicher Panik, in einem Tempo, wie nur ein Hase es kann, geradewegs auf die Oeffnung in der Hecke zu. Er sah aus wie ein brauner Strich, der eilends durch den Schnee gezogen wurde, und — — —

Der Fuchs mußte im Graben jenseits der Oeffnung ganz flach auf dem Boden gelegen haben — und nun bot sich ein haarsträubender Anblick. Als der Hase flugs durch die Oeffnung in der Hecke wischen wollte, schien es, als blitze ein roter Streifen just unter seinen Füßen auf. Die beiden schossen geradewegs in die Luft, scheinbar zusammengeschmiedet; darauf fielen sie getrennt, mit gespreizten Beinen und dumpfem Aufschlag zu Boden. Schnell wie ein Gedanke und laut ächzend hatte der Hase zuerst sich wieder auf die Beine gearbeitet. Noch schneller aber hatte sich der Rotfuchs überschlagen, und kaum lag er mit gestrecktem Nacken auf dem Rücken, blitzten seine Fänge im Mondlicht auf. Man hörte ein Zuschnappen und einen hohen, dünnen, durchdringenden Schrei, während der Hase, an einem Hinterbein festgehalten, wie toll sich wehrte und nach oben loszukommen strebte.

Doch nun schoß mit Windeseile eine zweite rote Gestalt in vollem Galopp durch die Oeffnung, gerade über den beiden andern. Wieder sah man ein Gebiß funkeln, hörte ein Zuschnappen, und der Schrei des Hasen erstickte so rasch, wie ein Licht auslöscht, während die Füchsin sich im Schnee überschlug, in einem wirren Knäuel mit Fuchs und Hase zusammen.

Ganz allein im stillen Graben der Hecke, viel zu sehr beschäftigt, um zu sprechen oder verliebt zu tun, aber ganz und gar zufrieden, hielten die beiden nun ihr Hochzeitsmahl über dem riesenhaften Hasen.

Und was den andern Fuchs betraf, der noch immer im kleinen Tann winselte, nun, der mochte sich aufhängen, wenn's ihm um ein Weibchen zu tun war — wenigstens soweit unsere Füchsin in Frage kam. Sie würde sicherlich einen Gatten nicht verlassen, der seinen Verstand in so glänzender Weise anzuwenden verstand wie unser Fuchs, der es fertig gebracht hatte, sozusagen aus dem Schoße des Schicksals heraus einen solchen Braten zu schnappen, lediglich durch kluge, fast menschliche Ueberlegung. Nun — was denkst du davon?

Ferientage in Hitler-Deutschland.

Basel-Frankfurt.

Es regnet leicht, als wir morgens aus dem badischen Bahnhof fahren. Trüb und grau dehnt sich die große Ebene zwischen Schwarzwald und Vogesen. Man sieht nicht weit; der Blick wendet sich bald gelangweilt vom Fenster ab.

In der Ecke sitzt ein älteres Mädchen. Einer unmöglichen Schachtel entnimmt sie den Imbiß samt Zubehör: Butterbrot, Wurst, Weinflasche mit Glas. Sie beginnt zu schmatzen, eine illustrierte Zeitung blätternd. Ihre verdrießliche Miene sagt, sie will nicht angesprochen sein. Und ich fahre nach Deutschland, um mit möglichst vielen Menschen ins Gespräch zu kommen, sie auszuhorchen, ihnen die Gedanken auf die Zunge zu locken.

Unterwegs steigen zwei junge Leute in unser Abteil. Ein Liebespärchen. Sie drücken sich selig und verschämt die Hände und plaudern — nicht eben von Politik. Ich bin schon etwas enttäuscht. Man ißt, trinkt und liebt sich in Deutschland, als ob nichts von Belang sich ereignet hätte.

Der Zug hält in Freiburg. Aussteigen, einsteigen. Ich mustere den Bahnsteig. Plötzlich zucke ich zusammen. Weit vorn schiebt sich eine hellbraun uniformierte Gestalt durchs Gedränge — erstes Zeichen des neuen Deutschland: S. A. Sind nicht unsere Zeitungen zu Haus voll von den Taten und Untaten der braunen Armee? S. A., der Schrecken der Straße, Greuelorganisation, Terrortruppe. Ich nehme mir vor, mich unbedingt an diese Kerls heranzumachen. Nicht daß ich von ihnen die lautere Wahrheit erwarte; aber der Mensch redet ja nicht bloß mit dem Mund; ich würde manches erfahren auf andere Weise.

Inzwischen hat sich uns ein neuer Fahrgast zugesellt, ein junger gutgekleideter Germane, blauäugig und blond, breitschultrig, fröhlich, ganz der jetzt bevorzugte Typus des nordischen Ariers. Er sitzt mir gegenüber und scheint zugänglich zu sein. Ich räuspere mich und mache einen Vorstoß. Bereitwilligst gibt er Auskunft. Er ist Angestellter in der Verwaltung seiner badischen Heimatstadt und fährt nun für acht Tage in die Ferien nach Berlin. „Was wollen Sie dort? Hitler sehen?" frage ich. Es stellt sich heraus, daß er sich in der Politik nicht auskennt und auch das Bedürfnis dazu nicht verspürt. Die Nazis — ganz recht, sie haben mit den Kommunisten aufgeräumt; es wird gehörig regiert. Aber die Hauptsache ist, man sitzt in Stellung und kann am Monatsletzten seine 130 Mark einstecken. Mein Mann gehört zu dem gar nicht seltenen Schlag junger Leute in Deutschland, die sich unter jedem Regime wohlfühlen, vorausgesetzt, daß sie von diesem Regime persönlich nicht zu sehr beansprucht werden. Aber die neuen Herren lassen keinen in Ruhe; mit der bürgerlichen Gemütlichkeit ist es vorbei. Das Trommelfeuer der Propaganda dringt in die stillsten Winkel; niemand kann sich ihr entziehen, und gerade die Heimlichwiderstrebenden (offen Widerstrebende gibt es ja nicht) werden mit tödlicher Sicherheit aufgespürt. Es sind vor allem die Intellektuellen. Obwohl sie sich sehr vorsichtig ausdrücken, fühlt man doch, daß ihnen unbehaglich zumut ist; sie sind ein wenig scheu, ein wenig ängstlich.

Alldem aber sollte ich erst später begegnen. Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim liegen hinter uns. Das Wetter hat sich unterdessen aufgehellt. Die Sonne glänzt auf den Kornfeldern, die in unabsehbarer Weite, der Ernte harrend, sich breiten. Wir nähern uns Frankfurt. Fabrikschlote ragen allüberall in den Himmel, die meisten ohne Rauch ... Dazwischen Arbeitersiedlungen, schmutzige schwarze Blöcke, dann ein Gewirr von Schrebergärten, darüber ab und zu Schwarzweißrot und Hakenkreuz.

Frankfurt am Main.

Als wir aus der mächtigen Halle des Bahnhofs hinaus ins Freie treten, überrascht uns die Oede des Platzes. Steht man doch in einer Stadt, die fünf- bis sechsmal so groß ist als Bern, und so kann man sich die Tatsache des an unsern Verhältnissen gemessen sehr spärlichen Verkehrs nicht gleich erklären. Ein paar Autos, alte schittere Klapperwagen, rasseln vorüber. Die für eine Großstadt wenig zahlreichen Passanten sind fast durchwegs schlecht gekleidet. Besonders fällt das an den Frauen auf. Man sieht kaum ein hübsches Antlitz, wenig schöne Gestalten, keine Grazie, vielmehr herbe, alte Mienen. „Da lob' ich mir unsere Spitalgasse", meinte später ein Freund, mit dem ich mich über das Straßenbild deutscher Städte unterhielt. Freilich, ein Angenehmes ist auch dabei: man trifft keine aufgetakelten Gesichter; Schminke und Lippenstift scheinen vom Toilettentisch der deutschen Frau verschwunden zu sein. Man sagte mir nachher, so gar grau in grau sehe es auf Straßen und Plätzen nicht immer aus; es sei Ferienzeit, und die Bevölkerungsschicht, die heute in Deutschland noch Schönheit, Anmut und Reichtum repräsentiere, vergnüge sich eben in den Ostseebädern und den bayerischen Alpen.

Rings in weitem Halbkreis um den Bahnhof stehen die großen, ehemals vornehmen Fremdenhotels. Sie sind leer — denn wer besucht heute Deutschland? Einige Dutzend — vielleicht auch hundert — Journalisten, die Korrespondenten der Weltpresse, ein paar Kaufleute, ein paar Neugierige, und dann das Geschmeiß der Devisenschieber. Die Rolladen der obern Etagen mit der langen Flucht der Fremdenzimmer sind heruntergelassen; in den Speiseräumen des Erdgeschosses sitzen die Gäste vor ihrem Glas Bier oder einem billigen Mittagessen. Am Tisch nebenan spricht man gerade davon, daß der „Englische Hof" nächstens eingehe.

Wir schlendern durch die Zeil, die endlos lange Geschäftsstraße Frankfurts. Hier pulst das Leben rascher; hier stehen die mächtigen Warenhäuser und Einheitspreisgeschäfte. Die berüchtigte Aufforderung: „Deutsche, kauft nicht beim Juden", hat sich augenscheinlich nicht durchzusetzen vermocht. Gerade diese Häuser erfreuen sich, wie man sofort erkennen kann, eines besonderen Zuspruchs, den zahlreichen S. A.-Leuten zum Trotz die mitten im Halbtag einzeln und truppweise straßauf und -ab marschieren.

Abends begeben wir uns auf den Römerberg, jenen schönen Platz im Herzen des alten Frankfurt, der einem aus Goethes Selbstbiographie bekannt ist. Heuer dient er als Theaterbühne und Zuschauerraum. Den ganzen Sommer über werden hier Abend für Abend Freilichtspiele gegeben. Heute ist es die „Jungfrau von Orleans".

Dort, wo die Gassen auf den Platz münden, ist ein buntes, fröhliches Durcheinander von Publikum, Theaterleuten in farbigen Kostümen — der Werbezettel verkündet 1500 Mitwirkende — S. A.-Leuten und Stahlhelmern. Man plaudert, man lacht. Nichts mehr vom bedrückenden, trostlosen Grau des Nachmittags. Hörnerstöße. Man strömt zu den Bankreihen. Vor uns steigt die prachtvolle Silhouette des Römers, dessen Prunkräume durch viele Jahrhunderte die Krönungsfeierlichkeiten für die Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation sahen, in die Nacht empor. Scheinwerfer blitzen auf; der Römer steht in geheimnisvollem, raffiniert abgetöntem Licht. Da ist Johanna mit ihrem Vater und den Nachbarn, und als der Dunois ruft: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!" — da erhebt sich donnernder Beifall. Nicht von ungefähr, das fühlt man gleich, sind in diesem Sommer 1933 diese Stücke angesetzt worden: die „Jungfrau", „Egmont", „Götz von Berlichingen". Propaganda auch hier. Bild um Bild rollt ab, meisterhaft gespielte Einzelszenen, Massendarstellungen von eindrücklicher Wucht, etwa die Krönung Karls in Reims, wo die Darsteller zu Hunderten vor dem großartigen Hintergrund agieren.

Die Pause löst die Spannung. Man drängt sich um die Handwagen mit heißen Frankfurter Würstel und Brötchen, Bier und Brombeermost. Man schmaust und schwatzt, bis das Hörnersignal die Scharen von neuem vor die Szene ruft. Brot und Spiele ...

Am andern Tag führt uns der Bädecker an die Orte, „die man gesehen haben muß". Ich gehe hin, obschon ich kein Freund bin all der historischen Stätten, wo man erstens Eintrittsgeld zu bezahlen hat, zweitens muffige Luft atmet, drittens keinen Augenblick allein ist, immer den zudringlichen Führer zur Seite, der leierkastenmäßig seine anmaßenden Erklärungen hersagt und jeden Besucher für einen Esel hält, es sei denn, er bekomme ein ergiebiges Trinkgeld in die Hand gedrückt. Und dann der ganze Markt der gedruckten Führer, der Ansichtskarten und so weiter! Ich bin froh, Goethes Geburtshaus am Großen Hirschgraben hinter mir zu haben.

In der Judengasse, jetzt Börnestraße, steht das Stammhaus der Rothschild, dieses berühmtesten und erfolgreichsten Finanzjudengeschlechts. Hier ist es still; die Tür ist halboffen, der Hausflur leer, kein Laut im Treppenhaus. Ich ziehe am Glockenstrang, zweimal, dreimal. Niemand gibt Bescheid. Und doch ist das Haus bewohnt. Von der Straße aus habe ich vorhin gesehen, daß hinter einem geschlossenen Fenster der Vorhang sich bewegte. Da ist die Stiege, die in den Keller geht, von wo der sagenhafte Geheimgang ins Nachbargebäude führt. Meyer Amschel Rothschild, der Begründer des Hauses, hatte ihn graben lassen, um seine Schätze „eintretendenfalls" hurtig in Sicherheit bringen zu können. Er soll des öftern benützt worden sein, sogar in allerjüngster Zeit. — — —

Durch tiefhängende Wolken und peitschenden Regen geht es nordostwärts. Fulda, Bebra, Eisenach. Die Züge fahren merklich langsamer als unsere Bundesbahnen; das Wagenmaterial ist schlechter, abgenützter und weniger sauber, mindestens die Zweit- und Drittklaßwagen. Und wir sitzen doch im D-Zug Basel-Berlin. In Weimar steigen wir um und fahren mit dem Lokalzug nach Jena. Hier wollen wir zwei Wochen bleiben. (Schluß folgt.)

Der erste Schnee.

Von Adolf Holst.

Nein, wer hätte das gedacht
Beim zur Schule gehn!
Heute morgen um halb acht
War noch nichts zu sehn.
Keine Flocke rings im Kreis —
Jetzt ist alles zuckerweiß.

Wie das wirbelt, tanzt und sprüht!
Weiß ist jedes Haus.
Uns're Schule selber sieht
Wie ein Schneemann aus.
Junge, Bälle nun gemacht!
Heut' gibt's eine Schneeballschlacht!

Rundschau.

Es wird verhandelt.

Frankreich hat das Kabinett Sarraut nach sehr kurzer Amtsdauer wiederum gestürzt. Es tritt an seine Stelle das Kabinett Chautemps. Verschiedene Blätter betonen, die neue Regierung müsse stark sein, um mit Deutschland erfolgreich verhandeln zu können. „Eine starke Regierung" würde bedeuten: Mit starker Rückendeckung im Lande selbst. Mit dieser Rückendeckung hapert's momentan. Niemand weiß, ob sich der neue Premier entschließt, ein verändertes Finanzprogramm vorzulegen, welches entweder die Zustimmung aller Linksgruppen oder aber unter Verzicht auf die Unterstützung von dieser Seite die Hilfe der Rechten findet. Jedenfalls dürfte für die Franzosen der Moment gekommen sein, zu wählen, ob weiterhin innerpolitische Gesichtspunkte das außerpolitische Zuwarten maskieren sollen, oder ob man außenpolitisch stabil bleiben und darum die innerpolitischen Fragen durch einen Kompromiß beseitigen will.

Es wird zu Verhandlungen zwischen Berlin und Paris kommen, darüber besteht kein Zweifel. Warum, das hat seine Gründe und eine ziemlich lange Vorgeschichte. Der Meister im Spiel ist Mussolini. Augenblicklich ist sein stärkstes Druckmittel die Drohung, eben-